

Ein lebensweltliches Argument für intersubjektive Bedingungen von Selbstbewusstsein.

Die *menschliche* Lebenswelt, so behauptet Löwith in „Das Individuum in der Rolle des Mitmenschen“, ist wesentlich Mitwelt, weil das menschliche Dasein durch das »In-der-Welt-sein«, das »In-der-Welt-sein« aber durch sein »Mitsein« bestimmt sei.¹ Das menschliche Leben sei, so Löwith, im wesentlichen *Zusammenleben* oder, wie er auch formuliert, "Leben in der Bedeutungsrichtung des Miteinanderseins".² Diese These will Löwith verteidigen, indem er mittels einer phänomenologischen Strukturanalyse des *Miteinanderseins* aufweist, dass der Mensch als selbstbewusstes Individuum grundlegend durch seine Mitwelt bestimmt ist: „Das wirkliche Ich", heißt es bei ihm, "ist nur das Ich, dem ein Du gegenübersteht und das einem anderen Ich gegenüber ein Du ist (...)." ³

Die Mitwelt kommt in Löwiths phänomenologischer Analyse zunächst in zweifacher Hinsicht zum Vorschein. Einmal dadurch, dass in jeder theoretischen oder praktischen Beschreibung immer auch Mitwelt angezeigt sei. Denn die Objektivität unserer Weltbeschreibungen sei nur gegeben, insofern „die Wahrheit des objektiven Erkennens nicht nur für mich, sondern auch für andere eine Wahrheit ist.“⁴ Daraus folge, dass die Welt, wie wir sie erkennen, wesentlich durch die Menschen vermittelt wird, denen wir darin begegnen. Zweitens komme die Mitwelt aber auch im Kontext der *Selbstbestimmung* des einzelnen Individuums zum Vorschein.⁵ Selbstbestimmung geschehe nämlich in wechselseitigen Lebensverhältnissen. "Am ausdrücklichsten", so Löwith, "ist die Mitwelt dann auf *meine* Welt bezogen (...), wenn sie sich in *einem* bestimmten Anderen, einem »Du« zusammenfaßt, ein Du, (das) die ganze Welt für mich in sich befaßt.“⁶ Die phänomenologische Strukturanalyse zeige demnach, dass man weder sich selbst noch den anderen "rein" begegne, sondern stets innerhalb eines mitweltlichen Strukturzusammenhangs, dessen formale Gliederung "das Selbst - mit Anderen - in-der-Welt-sein" sei.⁷

Mich interessiert hier, wie der Zusammenhang zwischen »ich selbst« und »den anderen« konkret zu spezifizieren ist. Inwiefern ist die Selbstbestimmung des einzelnen Individuums tatsächlich durch den Anderen bedingt?

¹ Löwith, K.: "Das Individuum in der Rolle des Mitmenschen", in: *Sämtliche Schriften: Bd. 1 Mensch und Menschenwelt: Beiträge zur Anthropologie*, hrsg. v. Klaus Stichweh, Stuttgart 1981, S. 31

² A.a.O., S. 37

³ A.a.O., S. 25

⁴ A.a.O., S. 26

⁵ Vgl., "Diese mir zugängliche Welt ist aber nicht nur eine menschlich artikulierte Welt im Sinne der Mitmenschen, sondern sie ist zugleich bestimmt als *meine* Welt. Nur rücksichtlich meiner selbst hat die Mitwelt den spezifischen Charakter der Mit-Welt." A.a.O., S. 30

⁶ A.a.O., S. 30

⁷ A.a.O., S. 64

Dass sich der Einzelne in seinem *Selbstverständnis* als Person mit spezifischen sozialen Rollen oder ausweisbaren moralischen Überzeugungen im Verhältnis zu anderen bestimmt, ist sicher unstrittig. Philosophisch interessanter ist daher die Frage, ob der Andere auch schon für grundlegendes Selbstbewusstsein notwendig ist, wenn man unter "grundlegendem Selbstbewusstsein" das Haben von Ich-Gedanken versteht. In dieser Formulierung handelt es sich bei der Frage nach dem mitweltlichen Verhältnis von »ich selbst« und »den anderen« um die Frage nach den intersubjektiven Bedingungen von Selbstbewusstsein. Die Frage hat damit eine klare erkenntnistheoretische Ausrichtung; die Behauptung intersubjektiver Bedingungen stellt sich nämlich als eine Möglichkeit dar, wie den Problemen einer solitären Rechtfertigung des Wissens von den eigenen mentalen Zuständen begegnet werden kann.

In diesem Vortrag soll nun ein Argument vorgestellt werden, das für eine intersubjektive Bedingtheit von Selbstbewusstsein spricht. Löwiths phänomenologische Strukturanalyse wird damit auf eine argumentative Basis gestellt, weil die Notwendigkeit des Anderen nicht mehr bloß phänomenologisch aufgewiesen sondern begründet werden kann.

Das Argument lautet:

SB_{IN}

1. Ein Individuum I hat genau dann Selbstbewusstsein, wenn I an sich als an sich selbst denken kann.
2. I kann nur dann an sich als an sich selbst denken, wenn I sowohl Begriffe hat, die auf von I verschiedene *Dinge* zutreffen können, als auch über Begriffe verfügt, die auf von I verschiedene *Individuen* zutreffen können.
3. I hat nur dann Begriffe, die auf von I verschiedene Dinge und Individuen zutreffen können, wenn I Umgang mit von I verschiedenen Dingen und wechselseitige Interaktionen mit von I verschiedenen Individuen hatte.

Ergo:

4. Wenn I Selbstbewusstsein hat, dann hat I Umgang mit von I verschiedenen Dingen und wechselseitige Interaktionen mit von I unterschiedenen Individuen gehabt.

Das Argument ist logisch gültig. Seine Überzeugungskraft hängt also von der Plausibilität der einzelnen Prämissen ab. Bevor diese jedoch genauer untersucht werden, sollen zwei Lesarten des Arguments unterschieden werden. Die erste Lesart weist das Argument als eines aus, das

gegen eine *egozentrische* Perspektive argumentiert. In dieser Lesart zeigt es, dass der Begriff von sich selbst ein *relationaler* Begriff sein muss. Man kann nicht an sich selbst denken, ohne zugleich Begriffe von *irgendetwas* anderem zu haben. Nur auf diesem Weg kann die für Selbstbewusstsein grundlegende Unterscheidung zwischen mir selbst und anderen überhaupt getroffen werden.⁸ Für diese Unterscheidung ist es nicht notwendig zwischen >von I verschiedenen *Dingen*< und >von I unterschiedenen *Individuen*< zu differenzieren. Erst durch die zweite Lesart wird das Argument jedoch zu einem für die *intersubjektive* Bedingtheit von Selbstbewusstsein. Diese Lesart unterstellt die weitere Differenzierung zwischen >von I verschiedenen *Dingen*< und >von I unterschiedenen *Individuen*< als notwendig. Aus zwei Gründen. Zum einen ist I nur dann in der Lage an sich selbst im Unterschied zu anderen Individuen zu denken, wenn I über den Begriff eines psychologischen Subjekts verfügt - neben jenen Begriffen, die auf von I verschiedene *Dinge* zutreffen. In das Argument müssen folglich auch solche Begriffe eingehen, die sich auf psychologische Zustände und psychologische Subjekte beziehen. Der zweite Grund ist dann ein definitorischer. Es soll gelten, dass Selbstbewusstsein genau dann *intersubjektive* Bedingungen hat, wenn gezeigt werden kann, dass *wechselseitige Interaktionen mit anderen Subjekten* notwendig dafür sind, damit ein Individuum einen Begriff von sich selbst haben kann.

Diskussion der Prämissen

Im Folgenden soll gezeigt werden, wie eine Diskussion aussehen sollte, mit der das Argument erfolgreich plausibilisiert werden kann. Der Anspruch ist hier nicht, die Prämissen tatsächlich ausführlich und erschöpfend zu diskutieren.

Die **erste** Prämisse beinhaltet zunächst die Definition des Begriffs "Selbstbewusstsein". Ein selbstbewusstes Individuum kann sich auf sich selbst *als sich selbst* beziehen; es hat einen Begriff von sich selbst. Das bedeutet konkret, dass das Individuum bestimmte mentale Zustände als seine eigenen begreift und über die Fähigkeit verfügt, sich selbst als *Träger* mentaler Zustände zu verstehen. Die in der Prämisse enthaltene Definition wird insbesondere von den Verteidigern eines nicht-begrifflichen Selbstbewusstseins zurückgewiesen. Sie argumentieren, dass Selbstbewusstsein auch schon dann vorliege, wenn ein Individuum über eine eigene Erfahrungsperspektive verfügt. Sofern wir bereit seien zuzugestehen, dass jedes phänomenale Erleben durch eine *subjektive* Erlebnisperspektive

⁸ In dieser Form findet sich das Argument bei Baker, die schreibt: "... the first-person perspective is relational in a certain sense. One cannot think of oneself as oneself* without concepts of other things by means of which to distinguish things as being different from oneself (...). It is only over and against other things in the world that one stands as a subject with a first-person perspective." Baker, L.R. „The First-Person Perspective: A Test for Naturalism“, *American Philosophical Quarterly*, 35, 1998, S. 327-346, S. 340

gekennzeichnet ist, dass es folglich immer ein *erlebendes Ich* gibt, das Empfindungen, Emotionen und Wahrnehmungen auf eine bestimmte Art und Weise als *seine* erlebt, spräche nichts dagegen, schon diese subjektive Erlebnisperspektive als eine Form von Selbstbewusstsein zu charakterisieren. Dafür aber sei das Verfügen über einen Begriff von sich selbst gar nicht notwendig. Will man diesen Vorschlag verteidigen, sieht man sich jedoch vor die Schwierigkeit gestellt, eine Theorie zu entwickeln, die erklärt, wie die spezifische Struktur der *reflexiven* Selbstbezugsnahme ohne Rückgriff auf begriffliche Kompetenzen seitens des Individuums bestimmt werden kann. Die Theorie muss folglich zeigen können, dass es Überzeugungen *de se* geben kann, die nicht an die als-Struktur gebunden sind.

Eine Möglichkeit, das zu zeigen, hat man, wenn man sich auf die Annahme verpflichtet, es gebe so etwas wie einen unmittelbaren, **identifikationsfreien** Selbstbezug als besondere Art und Weise, in der sich ein Individuum selbst gegeben ist. (Identifikationsfrei muss der Selbstbezug deshalb sein, weil Identifikation durch Prädikation erfolgt, was gemäß den Voraussetzungen für nichtbegriffliches Selbstbewusstsein ausgeschlossen sein soll.) Es ist allerdings schwer zu sehen, wie überhaupt bestimmt werden könnte, *dass* ein solcher identifikationsfreier Selbstbezug vorliegt. Die Annahme einer besonderen subjektiven Erlebnisweise hilft hier dann nicht weiter, wenn diese nur in Form einer Selbstzuschreibung offenbar werden kann. Denn in diesem Fall wäre der Selbstbezug Inhalt einer Überzeugung *de se*, woraus folgt, dass er *nicht* nichtbegrifflich sein kann. Will man diesen Einwand umgehen, muss man eine bestimmte Art von Verhalten ausweisen, das als hinreichender Grund für die Zuschreibung von Selbstbewusstsein angesehen werden kann. In diese Richtung argumentiert Bermúdez.⁹ Für die Annahme eines nichtbegrifflichen Selbstbewusstseins, so behauptet er, genüge es, "Verhaltensweisen bei vor- oder nichtsprachlichen Lebewesen zu identifizieren, bei denen der Schluss auf die beste Erklärung die Zuschreibung von Zuständen mit nichtbegrifflichen Erste-Person-Inhalt erforderlich macht."¹⁰ Welche Verhaltensweisen kämen hier in Frage? Bermúdez zufolge sind es solche, die anzeigen, dass 1.) das Individuum aufgrund von propriozeptiven Informationen agiert, dass es 2.) eine Grenze zwischen Selbst und Nicht-Selbst ziehen kann und sich 3.) als Träger reaktiver Einstellungen erlebt. Identifizierbar sollen derartige selbstbewusste Verhaltensweisen dann im Bereich von sozialen Interaktionen sein, an denen vorsprachliche und nicht-sprachliche Subjekte beteiligt sind. Innerhalb solcher sozialen Interaktionen mache der Schluss auf die beste Erklärung die Annahme erforderlich, „dass solche Subjekte die

⁹ Siehe Bermúdez, J.L.: "The paradox of self-consciousness", Cambridge, Mass., 1998

¹⁰ Bermúdez, J.L.: "Nichtbegriffliche Selbsterfahrung und das Paradox des Selbstbewusstseins", in: *Selbst und Gehirn*, hrsg. v. A. Newen u. K. Voegley, Paderborn 2000, S. 79-99, S. 83

relevanten psychologischen Kategorien auf sich selbst und andere anwenden“.¹¹ Zwei Probleme liegen auf der Hand. Erstens benötigt man ein Unterscheidungskriterium für die Anwendung der Begriffe „Kooperation“ und „soziale Interaktion“ auf gemeinschaftliche Verhaltensweisen. Naheliegender wäre hier, „Interaktion“ über eine *wechselseitige intentionale Bezugnahme* zwischen den Individuen zu bestimmen, während „Kooperation“ jene Verhaltensabläufe bezeichnet, die auf instinktiver Grundlage organisiert sind und für deren Erklärung auf die Annahme von Intentionalität verzichtet werden kann. Mit George Herbert Mead könnte man dann argumentieren, dass das einzige soziale Verhalten, das tatsächlich in dem geforderten Sinne interaktiv ist, die Kommunikation zwischen zwei Individuen ist, weil nur Kommunikation Wechselseitigkeit garantiert.¹² Und Wechselseitigkeit heißt, dass ein Individuum sowohl absichtsvoll agieren als auch die Reaktionen der angesprochenen Individuen auf seine eigene Aktion zurückbeziehen kann. Das zweite Problem des Vorschlags von Bermúdez wird deutlich, wenn man fragt, was die Bedingungen für die Anwendungen psychologischer Kategorien sind. Eine Bedingung, die auf jeden Fall erfüllt sein sollte, ist die der Allgemeinheit. Allgemeinheit ist gegeben, wenn einem Individuum nicht nur in einer konkreten Verhaltenssituation die Anwendung psychologischer Kategorien unterstellt werden muss, sondern zugleich die Annahme berechtigt ist, dass es die Kategorien auch dann anwenden würde, wenn die entsprechende Verhaltenssituation nicht vorliegt. Ich sehe nicht, wie eine solche Allgemeinheit ohne das Verfügen über Begriffe erreicht werden können soll.

Gegen die bisher eingeschlagene Argumentationslinie scheint zu sprechen, dass wir der subjektiven Erlebnisperspektive Rechnung tragen müssen, wenn es um Formen der Selbstbeziehung geht. Allerdings ist man nicht gezwungen, die Anwendung von psychologischen Kategorien zu unterstellen, um der subjektive Erlebnisperspektive einen Platz unter den Selbstbezugnahmen einzuräumen. Baker hat in diesem Zusammenhang einen interessanten Vorschlag gemacht. Sie unterscheidet zwei Stufen von Ich-Phänomenen: *schwache* und *starke* Ich-Phänomene. Schwache Ich-Phänomene schreiben wir Individuen zu, die in bestimmten Kontexten problemlösendes Verhalten zeigen und deren Verhalten durch perspektivisch verstandene Einstellungen erklärbar ist. Wesen mit schwachen Ich-Phänomenen handeln von einem „ichzentrierten“ Standpunkt¹³ aus. Sie erleben die Dinge aus ihrer eigenen Perspektive, ohne dass sie jedoch über einen Begriff von sich selbst verfügen oder die Fähigkeit hätten, sich selbst als sich selbst wiederzuerkennen. Sie wenden also auch keine psychologischen Kategorien an. Für starke Ich-Phänomene gilt hingegen, dass das

¹¹ A.a.O., S. 91

¹² Siehe Mead, G. H., „Gesammelte Aufsätze“, hrsg. v. H. Joas, Bd. 1, Frankfurt am Main, 1987

¹³ Baker 2000, S. 253

Subjekt nicht nur zwischen der ersten und der dritten Person Perspektive *unterscheiden* kann, es kann sie zudem *konzeptualisieren*. Das bedeutet, es kann sich selbst als Träger von Ich-Phänomenen begreifen, es hat einen Begriff von sich selbst. Die mit der Konzeptualisierung verbundene Allgemeinheit ermöglicht dann eine Neutralisierung der Perspektivität und Kontextabhängigkeit, weshalb Träger von starken Ich-Phänomenen tatsächlich psychologische Kategorien auf sich selbst und andere Subjekte anwenden können. Für die beste Erklärung genügt es folglich, jenen Wesen, die (noch) nicht über einen Begriff ihrer selbst verfügen, schwache Ich-Phänomene zuzuschreiben. Die Zuschreibung von Selbstbewusstsein geht dann mit der Zuschreibung von starken Ich-Phänomenen einher, die impliziert, dass das Subjekt an sich selbst als sich selbst denken kann.

Die **zweite** Prämisse beinhaltet die von Strawson und Evans aufgestellte Bedingung, der zufolge ein psychologisches Prädikat nur dann sinnvoll auf einen selbst angewendet werden kann, wenn es zugleich für die Zuschreibung mentaler Zustände an andere Individuen verwendet werden kann. Der Grund lautet, dass nur wenn diese Bedingung erfüllt ist, auch garantiert ist, dass psychologische Prädikate eine perspektivenübergreifende Bedeutung haben. Prädikate, die ihre Bedeutung jeweils in Abhängigkeit von der Perspektive der Zuschreibung bzw. des Zuschreibers ändern, haben mehrere Nachteile. Ein entscheidender Nachteil ist, dass das Verhalten anderer Individuen nicht mehr zu interpretieren wäre, zumindest dann nicht, wenn psychologische Prädikate im Spiel sind. Das hätte für das Verstehen anderer Subjekte umfangreiche Folgen, denn auch >beabsichtigen< und >glauben< sind ja psychologische Prädikate. Ein weiterer Nachteil ist, dass die mentalen Zustände nicht mehr eindeutig identifiziert werden könnten, weil das Identitätskriterium für psychische Zustände entfielen. Dieses Kriterium sollte aber *gleichermaßen* und *nachvollziehbar* für jedes Individuum gelten, das sich selbst und anderen psychische Zustände zuschreiben will. Damit man diesen Konsequenzen aus dem Weg gehen kann, muss folgende Bedingung erfüllt sein.

„Eine notwendige Bedingung dafür, sich selbst in der gewohnten Art Bewußtseinszustände und Erlebnisse zuzuschreiben, ist, daß man sie ebenso anderen zuschreibt oder bereit ist, sie ihnen zuzuschreiben.“¹⁴

Was damit zunächst als Bedingung angenommen wird, ist, dass alle Prädikate mit denen mentale Zustände zugeschrieben werden, *ein und dieselbe* Bedeutung haben müssen. Dazu Strawson: „Das bedeutet nicht weniger, als es sagt. Es bedeutet zum Beispiel, daß die

¹⁴ Strawson, P. F., *Einzelding und logisches Subjekt*, Stuttgart, 1972, S. 127

zuschreibenden Ausdrücke genau in demselben Sinn verwendet werden, wenn das Subjekt jemand anderes ist, wie wenn man es selbst ist.¹⁵ Der entscheidende Punkt ist allerdings folgender. Damit die genannte Bedingung erfüllt werden kann, muss es, so Strawson, eine *Korrelation* geben „zwischen der Idee eines Prädikats und der Idee einer Reihe von unterscheidbaren Individuen, denen das Prädikat sinnvoll zugeordnet werden kann, wenn es auch nicht notwendig auf sie zutrifft.“¹⁶ Evans hat den Zusammenhang zwischen der Idee eines Prädikats und der Idee einer Reihe von unterscheidbaren Individuen unter dem Begriff der Generality Constraint (Allgemeinheitsklausel) weiter spezifiziert:

Das heißt: „jeder, der über den Begriff, *F* zu sein, verfügt, (muss) verstehen können, was es heißt, daß eine beliebige Aussage der Form $\langle a \text{ ist } F \rangle$ wahr ist (wobei *a* eine Vorstellung ist, die er vom Gegenstand besitzt). Nach der Allgemeinheitsklausel müssen wir erkennen, daß der Gedanke, *a ist F*, auf dem Schnittpunkt zweier Gedanken liegt: der Gedankenreihe *a ist F, a ist G, a ist H, ...*; einerseits, und der Gedankenreihe *a ist F, b ist F, c ist F, ...*, andererseits.“¹⁷

Hier geht es um die zweite von Evans genannte Gedankenreihe. (Die erste hat mit der Frage zu tun, ob der Gebrauch von $\langle \text{ich} \rangle$ immun gegen Irrtum durch Fehlidentifikation ist.) Man kann nur dann über den Begriff, selbst *F* zu sein, verfügen, wenn man zugleich weiß, was es heißt, dass andere Personen *F* sind. Auf diese Weise wird deutlich, wie die von Strawson eingeforderte *Korrelation* zu verstehen ist. Die Annahme einer „Reihe unterscheidbarer Individuen“ ist eine *notwendige Bedingung* für die sinnvolle Anwendung von ϕ -Prädikaten. Denn nur aufgrund der Zuschreibbarkeit der Prädikate zu verschiedenen Personen ist die Bedingung der allgemeinen Anwendbarkeit erfüllt. Die allgemeine Anwendbarkeit wiederum

¹⁵ Ebd.

Strawson weist in einer Fußnote darauf hin, dass die Formulierung der Bedingung eine starke und eine schwache Lesart zulässt. Die starke Lesart behauptet, dass die Bedingung ausnahmslos für alle ϕ -Prädikate gilt, was bedeutet, dass es *kein* ϕ -Prädikat geben kann, das von einem Individuum einzig und allein auf *sich selbst* angewendet werden kann. Die schwache Lesart geht demgegenüber davon aus, dass diese Bedingung zwar im allgemeinen gilt, der Fall eines ϕ -Prädikats, das ein Individuum einzig und allein auf sich selbst und nur auf sich selbst anwenden kann, allerdings nicht notwendigerweise ausgeschlossen werden muss. Für unser Argument kommt es jedoch *nicht* darauf an, sich auf die starke Lesart festzulegen. Es genügt, soweit ich sehen kann, zu behaupten, dass die Bedingung generell gilt. D.h., es ist nicht notwendigerweise ausgeschlossen, dass es ein Prädikat gibt, das nur einem einzigen Individuum zukommt. Man könnte sich etwa einen Fall vorstellen, bei dem das Verhalten eines Individuums am besten durch die Anwendung des ϕ -Prädikats $\langle xy \rangle$ erklärt werden kann. Auch dieses Prädikat muss natürlich die Strawsonsche Bedingung erfüllen, d.h. auf mehrere Individuen anwendbar sein. *De facto* gibt es aber nur eine Person, bei der die Anwendung auch für die Erklärung ihres Verhaltens sinnvoll ist. In diesem Fall wäre die von Strawson aufgestellte Bedingung erfüllt, obwohl das Prädikat nur auf ein Individuum zutrifft. Es ist für diese Überlegung zunächst nicht wesentlich, dass das Individuum, dem als einziges das Prädikat $\langle xy \rangle$ zukommt, ich selbst bin. Vgl., Strawson 1972, S. 127, Fn. 6

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Evans, G.: „Selbstidentifizierung“, in: Analytische Theorien des Selbstbewußtseins, hrsg. v. M. Frank, Frankfurt am Main, 1994, S. 500 – 562, S. 505 (Es handelt sich bei dem angegebenen Text um das siebente Kapitel von *The Varieties of Reference*. Siehe Evans, G., „The Varieties of Reference“, Oxford 1996 (repr.))

ist notwendig, um den Inhalt von φ -Prädikaten überhaupt bestimmen zu können, da sie garantiert, dass die Prädikate nicht mit jeder Zuschreibung ihre Bedeutung verändern. Aus all dem folgt, dass auch für die Anwendung von φ -Prädikaten *auf sich selbst* die Annahme einer Reihe von unterscheidbaren Individuen erforderlich ist, die jeweils Gegenstand der Zuschreibung mentaler Prädikate sein können.

Für die **dritte** Prämisse kann dann mithilfe der Theorie des Selbst von Mead argumentiert werden. Mead verfolgt in diesem Zusammenhang zwei aufeinander bezogene Strategien. Eine besteht darin zu argumentieren, dass ein Individuum nur im Kontext intersubjektiver Handlungsprozesse überhaupt Begriffe ausbilden kann. Der Grund dafür ist, dass sich das Individuum der *Bedeutung* der Begriffe bewusst werden muss, um über sie verfügen zu können. Mead ist also auf der Suche nach einem Verhalten, das *Selbstbezüglichkeit* ermöglichen kann, und er nimmt an, dass dieses Verhalten auch dasjenige sein muss, das für Selbstbewusstsein konstitutiv ist. Er findet das gesuchte Verhalten schließlich im Austausch von Gesten, genauer im Austausch von Lautgebärden.¹⁸ Die Lautgebärde ermöglicht es dem Individuum auf den eigenen Stimulus so zu reagieren, wie es andere tun, so dass Bedeutung als gemeinsame Reaktion der am Gebärdenaustausch teilhabenden Wesen verstanden werden kann. Damit ist aber noch nicht die Frage beantwortet, ob die Geste auch eine für alle am Austausch beteiligten Wesen gemeinsame, *identische* Bedeutung hat. Was für identische Bedeutung hinzukommen muss, ist eine Bedingung, die es den Individuen ermöglicht, die kommunikative Absicht zu verstehen, die mit der Geste verbunden ist. Die Interpretation muss zudem wechselseitig sein, da gelten soll, dass identische Bedeutung nur dann vorliegt, wenn den Individuen auch die kommunikative Absicht des jeweils anderen bewusst ist. Mead zufolge besitzt eine Geste identische Bedeutung nur aufgrund einer reaktiven Anpassung, und diese wiederum wird erst möglich, wenn sich der Sprecher in die Perspektive des Hörers versetzen und dessen Interpretation antizipieren kann. Damit ist die gesuchte Bedingung benannt. Es ist die Fähigkeit zur Perspektivenübernahme, die die Wechselseitigkeit der Interpretationserwartungen garantiert und die eine identische Bedeutung der Gebärden ermöglicht. Ohne diese Fähigkeit könnten die semantischen Erwartungen anderer Individuen keine korrigierende und modifizierende Rolle bei der Festlegung der Bedeutung der eigenen Geste spielen. Sprecher verfügen also erst dann über die Bedeutung ihrer eigenen Gesten, wenn sie in kommunikativen

¹⁸ Mead selbst spricht von „vocal gesture“. Da dies aber seine Übersetzung des von Wilhelm Wundt gebrauchten Ausdrucks »Lautgebärde« ist, ist die Verwendung des Terminus hier angemessen.

Interaktionen die Perspektive des anderen Teilnehmers einnehmen und auf sich zurückbeziehen.

Damit könnte die Argumentation für die dritte Prämisse des Arguments als abgeschlossen betrachtet werden. Mead verfährt jedoch in einer anderen Weise. Er will zeigen, dass Selbstbewusstsein ebenso wie Bedeutung auf dem sozialen Verhalten des Austauschs von Lautgebärden basiert. Aus diesem Grund hatte ich von *zwei* aufeinander bezogenen Strategien gesprochen. Denn seine Bedeutungstheorie und die Konzeption des Selbstbewusstseins stehen nicht in einem deduktiven Verhältnis zueinander, derart, dass Selbstbewusstsein nur deshalb intersubjektive Bedingungen habe, weil das Verfügen über den Begriff des Selbst Bedeutung mit einer intersubjektiven Struktur voraussetze, weshalb dies auch für Selbstbewusstsein gelten muss. Vielmehr ist es so, dass mit dem Austausch von Gebärden und der Fähigkeit der Perspektivenübernahme dasjenige interaktive Verhalten gefunden ist, das die auch für Selbstbewusstsein konstitutive Selbstbezüglichkeit ermöglichen kann. Mead stellt sich die Herausbildung eines Selbstkonzepts dann folgenmaßen vor. Die Ansprüche und Erwartungen, die dem Individuum in der Interaktion mit anderen begegnen, fordern es zu einer Bestimmung derselben heraus. Dabei muss es sowohl seine eigene Reaktion auf die zu bestimmenden Erwartungen als auch die von Seiten des Anderen intendierten Absichten in die Interpretation mit einbeziehen. Seine eigene Reaktion wirkt dann wiederum auf den Anderen zurück und fordert diesen möglicherweise selbst zu einer Modifizierung der eigenen Ansprüche heraus. Die Analyse der eigenen Einstellungen geschieht also wechselseitig. Blicke der Anstoß durch ein anderes Individuum jedoch aus, hätte der Einzelne keine Veranlassung sich seiner eigenen subjektiven Erfahrungen bewusst zu werden. Erst durch den Zwang zur Analyse der eigenen Einstellungen, der durch die Ansprüche eines anderen Individuums ausgeübt wird, kann sich der Einzelne seiner subjektiven Erfahrungen bewusst werden. Dass diese Bewusstwerdung nicht ohne begriffliche Kompetenzen erfolgen kann, sollte deutlich geworden sein. Die für Selbstbewusstsein notwendige Selbstbezüglichkeit ist nur dort gegeben, wo sich Individuen miteinander in wechselseitiger kommunikativer Absicht verständigen und das könnten sie nicht, würden sie nicht zugleich über identische Bedeutungen verfügen.

Damit komme ich zum Schluss des Vortrags. Ich hoffe, es ist deutlich geworden, wie das Argument für intersubjektive Bedingungen von Selbstbewusstsein verteidigt werden kann. Zwei Fragen bleiben abschließend aber noch zu klären. 1.) Kann das Argument tatsächlich die Probleme lösen, die mit einer solitären Rechtfertigung des Wissens von den eigenen mentalen Zuständen einhergehen? Ich glaube, dass es das kann, auch wenn dafür

sicher eine weitere Argumentation nötig wäre. Ein Argument ist aber sicher, dass mit Mead gezeigt werden kann, dass die für Selbstbewusstsein konstitutive Selbstbezüglichkeit überall dort erreicht wird, wo andere Individuen den Anstoß zur Bewusstwerdung der eigenen subjektiven Erfahrungen geben, und das ist in kommunikativen Interaktionen. 2.) Hat das Argument tatsächlich begründet, was Löwith durch eine phänomenologische Strukturanalyse des *Miteinanderseins* aufweisen wollte, nämlich, dass „das wirkliche Ich, nur das Ich ist, dem ein Du gegenübersteht und das einem anderen Ich gegenüber ein Du ist“¹⁹? Wenn wir unter einem wirklichen Ich ein Individuum verstehen, das über einen Begriff von sich selbst verfügt, dann ist auch das durch das Argument gezeigt worden. Ohne ein zweites Individuum, das den Anstoß zur Bewusstwerdung der eigenen Einstellungen gibt, könnte der Einzelne keinen Begriff von sich selbst ausbilden.

Ich schließe den Vortrag mit einem programmatischen Wort Meads, der sagte, dass eine Theorie des Geistes, die „gesellschaftliche Natur des Geistes“ nicht vernachlässigen darf, wenn sie „den Geist annehmbar erklären will“²⁰ Und das gilt auch für die Klärung der Begriffs Selbstbewusstsein.

¹⁹ Löwith 1981, S. 25

²⁰ Mead, G. H., „Geist, Identität und Gesellschaft“, Frankfurt am Main, 1973, S. 174